

Das Femme-Syndrom

Mir scheint, Triumph und Fehlschlag liegen oft ganz dicht beieinander. Als Jungarzt indischer Herkunft kannte ich meinen Platz in diesem Land. Der war recht ärmlich, fast ohne Aufstiegschance. Wer Anshu Gani heißt, der ist schon dankbar, wenn ein so feines Haus wie die Jupiter-Klinik an Hamburgs Elbchaussee ihn überhaupt beschäftigt. Mehr als Erfolge am Krankenbett trug mich denn auch die Sympathie des Pflegepersonals. Von meinem Titel Dr. med. Gani leitete es den hübschen Spitznamen „Ganymed“ ab – passend zum Stil der Klinik, die da im Geist antiker Mythen dem bildungsbürgerlichen Anspruch seiner Patienten folgt.

Bekanntlich ist Ganymed bei Ovid ein schöner Jüngling gewesen, der als

Mundschenk diente. Und ich wirkte wohl recht liebenswürdig auf all die Nymphen hier, ohne mir viel darauf einzubilden oder ihnen etwa nachzustellen. Dank meines sanften, mitunter leicht zwitterhaften Wesens verstand ich stets Frauen so gut wie die Männer. Das zarte Geschlecht lockte und bremste mich zugleich, als wirke da ein geheimes Tabu. Im Umgang mit Frauen hielt ich manchmal inne, um meine Gefühle zu entwirren. Das spürten sie und nahmen es für Respekt, den ihnen männliche Ärzte oft versagen. Ihr Haupt aber, die Stationsschwester Bernadine, neigte sich mir erst zu, als ich ihr die CD *Gentlemen of Swing* schenkte, mit dem Titel „Bernadine“, zu einer Big Band festlich gesungen von Pat Boone, dem *lonely star of jazz*.

Der Tag, der soviel veränderte, fing für uns übel an: mit dem Selbstmord eines

depressiven Patienten, den wir ambulant betreuten. Die dringend nötige stationäre Behandlung hatte er verweigert, als seinem Ruf in der Geschäftswelt abträglich. Wir nannten ihn „Neptun“, nach dem römischen Gott des Meeres, weil er im Vorstand seiner Großreederei zu den wichtigsten Wirtschaftsführern der Hansestadt zählte. Folglich trübte sein Tod die Leitungssitzung unserer Chefärzte am Tag nach dem Unglück vom 3. Advent. Um so genau zu sein, wie ihr Deutschen das mögt – es war der 15. Dezember 2014, an dem sich mein Schicksal entschied.

Anfangs folgte das Gremium der Deutung meines Vorgesetzten, des Psychiaters und Neurologen Dr. Anselm Helms. Als den behandelnden Arzt von „Neptun“ nahm er mich mit ins Obergeschoss, wo der elitäre Kreis tagte. Dort führte Helms das tragische Geschehen ganz wesentlich auf den

anstehenden Umzug des Konzerns zurück, dessen steuergünstige Verlegung nach Dublin. Das habe „Neptun“ den Rest gegeben: Heim und Familie seien der letzte Halt des Siebzigjährigen gewesen ... Nun ging das Wort an mich, und ich versuchte, Helms' Darstellung taktvoll zu ergänzen. Das jedoch schlug fehl, die Dynamik des Falls riss mich hin. Denn ich wusste aus all den Gesprächen, mein Patient war mehr noch ein Opfer jener Ängste geworden, die derzeit durch viele Chefetagen geistern; nämlich der Furcht vor den Folgen der Frauenquote.

Man wandte sich mir missbilligend zu. Es schien hier unüblich, sich derart abweichend zu äußern. Jeder der Herren hegte wohl das stolze Gefühl, Primus zu sein, der Beste seines Fachs. Eine klassische Arroganz, tief wurzelnd im Status des Klinikums als herausragendem Hort der

deutschen, ja der europäischen Medizin. Zumal der Chirurg Dr. Hartmut Beinhorn wirkte, als er mich unterbrach, so grimmig wie einst Marcel Reich-Ranicki, wenn er im Fernsehen einen Roman verriss. Doch unter dem ruhigen Blick des Klinikdirektors Professor Justus Theyssen fasste ich Mut.

Und was ich da vortrug aus meinen Notizen, das schien mir erdrückend. „Dreißig Prozent in der Leitung“, hatte der Verstorbene gestöhnt. „So steht es im Programm der Großen Koalition ... Pure Ideologie als gesellschaftliche Weichenstellung, auf die jetzt alles drängt, ohne Rücksicht auf Verluste beim Sachverstand – solch Schmuck der Statistik wird zum Desaster! Von kompetenten Spitzenfrauen gibt's doch viel zu wenige, wir suchen ja händeringend. Da hievt man dann welche auf Chefsessel, die von außen kommen und den Laden nicht kennen.“